

3.1 Subjektivierung als Anrufung und Positionierung

In der Subjektphilosophie gilt das Subjekt gemeinhin als autonom, rational, vernunftbegabt, selbstbestimmt und zu moralischem Handeln fähig (vgl. Wiede 2019: 1). Auch im Alltag wird dieses Verständnis reflektiert, indem beispielsweise allerorten die Selbstfindung, Selbstbestimmung und Selbstständigkeit des modernen Individuums betont wird. Die Subjektphilosophie befasst sich mit »Selbstverständnissen und Selbstverständigungen westlicher und westlich geprägter Kulturen und Gesellschaften« und geht von »einem rationalen oder metaphysischen Wesenskern des Menschen« (ebd.) aus. Dieser Wesenskern und seine Entfaltung werden von den aktuellen Ansätzen zur Subjektivierungsanalyse, auf die ich mich im Folgenden beziehe, infrage gestellt und statt auf ihn wird der Fokus auf die »Prozesse[.] der ›Subjektivierung‹« (ebd.) gelegt.

Die ›neuere‹ Debatte um das Subjekt in der Moderne kann unter anderem auf Foucaults Verkündung des »Tods des Subjekts« zurückgeführt werden. In einem 1969 geführten Interview wird Foucault aufgefordert, sich zu seiner in der *Ordnung der Dinge* getätigten und kontrovers aufgefassten Aussage über den »Tod des Menschen« zu positionieren. In seiner Antwort präzisiert er seine Auffassung:

»Damit meine ich nicht den Tod Gottes, sondern den Tod des Subjekts als Ursprung und Grundlage des Wissens der Freiheit, der Sprache und der Geschichte. Man kann sagen, die ganze abendländische Zivilisation war auf dem Subjekt aufgebaut, und die Philosophen haben dies nur konstatiert, als sie alles Denken und jegliche Wahrheit auf das Bewusstsein, das Ich, das Subjekt bezogen. In dem Erdbeben, das uns heute erschüttert, müssen wir vielleicht die Geburt einer Welt erblicken, in der man wissen wird, dass das Subjekt nicht eins ist, sondern zerrissen; nicht souverän, sondern abhängig; nicht absoluter Ursprung, sondern stets wandelbare Funktion.« (Foucault 2001: 1002-1003)

Foucault kritisiert die westliche Vorstellung von Subjektivität, die als Grundlage des philosophischen Denkens gilt, als ›abendländischen‹ und historischen Sonderfall. Anstatt das Subjekt als schöpfende und deutende Instanz zu verstehen, betont er dessen Pluralität, Zerrissenheit, Abhängigkeit und Wandelbarkeit und somit dessen Dezentrierung, Historisierung und Kulturalisierung (vgl. Reckwitz 2008a: 11-14). Der Mensch bzw. das Subjekt ist nicht mehr Ausgangspunkt von Wissen und Erkenntnis, sondern es formiert sich in Zusammenhang mit historisch kontingenten (institutionellen) Strukturen, Praktiken und Angeboten des Selbstverstehens (vgl. Wiede 2019: 1). Urs Stäheli zufolge geht es bei der Neufassung des Subjektbegriffs »keineswegs um eine völlige Aufgabe des Subjekts [..], sondern um die Dekonstruktion der Annahme eines autonom handelnden und selbstidentischen Subjekts« (Stäheli 2000: 48).

Durch die Dezentrierung des Subjekts ergibt sich die Notwendigkeit, nicht von einem einzelnen Menschen als schöpfendes, deutendes und autonomes Subjekt auszugehen, sondern den Umgang des oder der Einzelnen mit den kulturellen, sozialen und historischen Bedingungen seiner bzw. ihrer Existenz herauszuarbeiten. Das Subjekt ist nach Reckwitz zunächst eine »spezifische[.] kulturelle Form, welche die Einzelnen in einem bestimmten historischen und sozialen Kontext annehmen, um zu einem vollwertigen, kompetenten, vorbildlichen Wesen zu werden« (Reckwitz 2008a: 9-10). Durch den »Prozess der ›Subjektivierung‹« (ebd.) wird »das Subjekt unter spezifischen sozial-kulturellen Bedingungen zu einem solchen ›gemacht‹« (ebd.).

Reckwitz' Beschreibung von Subjektivierung beinhaltet vier Hinweise, die für ein poststrukturalistisches Verständnis von Subjektivierung maßgeblich sind: Erstens ist das Subjekt eine »kulturelle Form«, die von Einzelnen angenommen wird. Zweitens vollzieht sich Subjektivierung im Zusammenhang mit Normen, denn sie ist nicht beliebig oder neutral, sondern Einzelne sollen in ihr jeweils »zu einem vollwertigen, kompetenten, vorbildlichen Wesen« (ebd.) werden. Drittens betont er die Prozessualität oder Dynamik von Subjektivierung, die nicht als einmaliger Akt der Sozialisation stattfindet, in welchem ein Individuum zum Subjekt wird, sondern die ständig erneuert, aktualisiert und unterlaufen wird. Und viertens spricht Reckwitz die Relevanz des Kontextes an: Subjekte sind demnach in historische, soziokulturelle Bedingungen eingebunden, sie entstehen nicht im luftleeren Raum und sie sind auch nicht als Subjekte geboren, sondern sie werden in und bezogen auf diese Bedingungen hergestellt und stellen sich selber her.

Aus dieser dezentrierenden Kontextualisierung des Subjekts kann geschlossen werden, dass eine analytische Unterscheidung zwischen der kulturellen Form und dem konkreten Umgang der Menschen mit dieser Form zielführend sein kann. Andrea D. Bührmann (2012) beispielsweise arbeitet mit der Unterscheidung zwischen Subjektivierungsform und Subjektivierungsweise, um zwei ineinander verstränkte Prozesse der Subjektivierung zu unterscheiden:

»Subjektivierungsweise bezeichnet dabei hier ›die Art und Weise, wie Menschen sich selbst und andere auf einer empirisch faktischen Ebene wahrnehmen, erleben und deuten‹ [...]. Demgegenüber zielt der Begriff Subjektformierung darauf, wie Menschen auf einer normativ programmatischen Ebene über bestimmte Praktiken oder Programme lernen sollen, sich selbst und andere wahrzunehmen, zu erleben und zu deuten.« (Bührmann 2012: 146)

Subjektivierungsweisen, auf die ich im späteren Verlauf dieser Arbeit noch zurückkomme, bezeichnen auf der einen Seite den konkreten Umgang der Individuen mit den subjektivierenden An- und Aufforderungen und deren Effekte auf das eigene Selbstbild. Subjektivierungsformen auf der anderen Seite entstehen auf einer »normativ programmatischen Ebene« und beinhalten Anrufungen und Handlungsan-

leitungen, die dem oder der Einzelnen nahelegen, wie er oder sie sich selbst verstehen kann und soll. Es handelt sich um diskursiv vermittelbares »Wissen darüber, wer der einzelne im Verhältnis zu den anderen sein soll, welche Praktiken dabei zu verfolgen sind und welche Bewertungen damit einherzugehen haben« (Bühmann/Schneider 2008: 69).

Subjektivierungsformen sind diskursiv konstruiert und normativ-programmatisch. Lohnenswert ist somit ein Blick auf Foucaults Diskurstheorie und darauf, welchen Stellenwert das Subjekt in dieser einnimmt. Zwei Überlegungen spielen eine zentrale Rolle, um das Verhältnis zwischen Diskurs und Subjekt zu bestimmen. Erstens beschreibt Foucault die Diskursivität von Subjekten in der *Archäologie des Wissens* in Abgrenzung zur Annahme eines »ursprüngliche[n] Subjekt allen Werdens« (Foucault 1973a: 23). Diskurse werden von ihm als Systeme von Aussagen definiert, als »Praktiken [...], die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen« (ebd.: 74).

Diese vielzitierte Aussage enthält vor allem zwei relevante Annahmen: Zunächst handelt es sich bei Diskursen um Systeme von Aussagen, das heißt, ein Diskurs zeichnet sich durch eine Vielzahl unterschiedlicher Aussagen aus, die aufeinander bezogen sind. Und darüber hinaus wird in Diskursen keine vorgängige Realität abgebildet, die in Form von Signifikaten vorliegt oder durch eine tieferliegende, verborgene Ebene strukturiert ist. Vielmehr werden die Gegenstände erst durch die diskursive Praxis hervorgebracht. Gleiches gilt auch für Subjekte, die in den Diskursen nicht lediglich beschrieben oder abgebildet, sondern erschaffen werden.

Die diskursive Konstruktion von Subjektivierungsformen erfolgt laut Reckwitz vor allem über verschiedene »Differenzmarkierungen, mit denen eine Wissensordnung arbeitet« (Reckwitz 2008a: 28). Es werden also nicht nur wünschenswerte Subjekteigenschaften konstruiert, sondern zwangsläufig auch negative. Foucault analysiert in diesem Kontext beispielsweise das Verhältnis zwischen Wahnsinn und Vernunft (vgl. Foucault 1973b) und das zwischen Sexualität und »Perversion« (vgl. Foucault 1983). Über die diskursiven Figuren des »Wahnsinnigen« und des »Perversten« werden jeweils Antisubjekte konstruiert, über die das Verständnis wünschenswerter Subjektivität abgegrenzt werden kann (vgl. Reckwitz 2008a: 28).¹ Ähnliches kann für den Fall Behinderung angenommen werden. Gängigen Verständnissen

1 Gleichzeitig können diese Antisubjekte auch eine gewisse milieuspezifische Attraktivität entwickeln. So erscheinen aus der Sicht des »delinquenten« Milieus die »braven Bürger und Bürgerinnen« als angepasste »Spießer und Spießerinnen« und spezifische milieuspezifische Codes und Praktiken, die in der Mainstreamkultur als abweichend bzw. kriminell gelten, bilden sich aus und erlauben den »Delinquenten und Delinquentinnen« eine affizierende Identifizierung mit ihrer abweichenden Rolle.

von sogenannter geistiger Behinderung sind hegemoniale Vorstellungen von autonomer, vernünftiger und rationaler Subjektivität als Differenzmarkierungen eingeschrieben. Erst die Bestimmung der Abweichung, zum Beispiel von einem gewissen Intelligenzgrad, erlaubt überhaupt erst die Klassifizierung von Personen als geistig behindert.

Zweitens beschreibt Foucault die Positionen des Subjekts im Verhältnis zum Diskurs, die ich im Folgenden als Sprecherpositionen bezeichne (vgl. Keller 2012: 98). Diese Positionen zeichnen sich durch »Situationen [aus], die es [das Subjekt, SK] seinen Möglichkeiten nach im Verhältnis zu verschiedenen Gebieten oder Gruppen von Gegenständen einnehmen kann« (Foucault 1973a: 78). Diskurse werden nach Foucaults Verständnis nicht von autonomen Subjekten geführt bzw. »ausgehandelt« (Link 2005: 77),² sondern »der Diskurs« stellt selbst Positionen bereit, die Subjekte in Relation zu den verschiedenen Gegenständen des Diskurses einnehmen können. Dieses Subjektverständnis führt unter anderem zu der zuvor erwähnten Dezentrierung des Subjekts. Von Interesse ist folglich nicht, wer als »personales Subjekt« (Link 2005: 77) Autor oder Autorin einer Aussage ist, sondern das »Subjekt der Aussage«:

»Man darf also das Subjekt der Aussage nicht als mit dem Autor der Formulierung identisch vorstellen, weder substantiell noch funktional. [...] Sie [die Position des Subjekts, SK] ist ein determinierter und leerer Platz, der wirklich von verschiedenen Individuen aufgefüllt werden kann.« (Foucault 1973a: 138-139)

Diese Sprecherpositionen sind Platzhalter und werden von Einzelnen besetzt, die »den Diskurs« führen. Doch nicht jeder und jede kann diese Plätze einnehmen, sondern nur bestimmte Subjekte in bestimmten Funktionen. Es sind unterschiedliche Legitimierungsstrategien und die Zugehörigkeit zu institutionellen Orten notwendig, um diese Funktionen zu erfüllen: »Man bezieht sich also insgesamt auf die verschiedenen Modalitäten der Äußerung, nicht auf die Einheit eines Subjekts« (ebd.: 81). Wenn beispielsweise ein ärztlicher Rat formuliert wird, kann dies nur durch eine Person geschehen, die einerseits die nötigen Titel und Qualifikationen besitzt und andererseits an entsprechende Institutionen, wie ein Krankenhaus oder eine Arztpraxis, angebunden ist. Ob jedoch der Rat von Frau Dr. Müller oder Herrn Dr. Meier erteilt wird, ist für die diskursive Formation nicht relevant.

Foucault formulierte zwei Formen des Verhältnisses zwischen Subjekt und Diskurs, die sich deutlich voneinander unterscheiden: Der erste Fall ist davon gekennzeichnet, dass Subjekte durch den Diskurs geschaffen werden, wobei Diffe-

2 Für eine Abgrenzung des Foucault'schen Diskursbegriffs von Jürgen Habermas' Diskursethik, in welcher Diskurse von rationalen Subjekten nach bestimmten Regeln ausgehandelt werden, vgl. Waldschmidt/Klein/Korte 2009, 41-43. Außerdem widmet sich Jürgen Link (2005) dem Verhältnis zwischen »personalen Subjekten« und Diskurs.

renzmarkierungen eine wesentliche Rolle spielen. Im zweiten Fall stellt der Diskurs Sprecherpositionen zur Verfügung, durch deren Einnahme der Diskurs ›geführt‹ werden kann, die Veränderung des Diskurses also möglich ist. Bezogen auf Menschen mit Lernschwierigkeiten lässt sich daraus folgendes Verhältnis ableiten: Durch wissenschaftliche und andere Diskurse wird der ›geistig behinderte Mensch‹ als diskursive Figur hergestellt. Den durch diese Figur adressierten Personen wird jedoch traditionell keine machtvolle (institutionelle) Sprecherposition zur Verfügung gestellt, um den Diskurs mitzugestalten. Erst in den letzten Jahrzehnten und durch die sozialen Bewegungen ist die Betroffenenperspektive in einigen wissenschaftlichen Disziplinen wie Sozial- und Kulturwissenschaften und anwendungsorientierten Wissenschaften wie der Pädagogik gestärkt worden und es werden nunmehr (bedingt) legitime Positionen für Selbstvertretende zur Verfügung gestellt. Die Gründung von Selbstvertretungsorganisationen, die sich in die gesellschaftlichen Debatten um Behinderung einmischen, wie des Vereins Mensch zuerst – Netzwerk People First Deutschland e.V., der gegen den Begriff der geistigen Behinderung kämpft, kann als der Versuch verstanden werden, Sprecherpositionen für benachteiligte Gruppen zu schaffen. Und auch wenn die Selbstvertretungen behinderter Menschen, und vor allem die von Menschen mit Lernschwierigkeiten, weiterhin als subaltern einzustufen sind, konnten ihre Sichtweisen zum Beispiel durch die wissenschaftliche Praxis der inklusiven Forschung (z.B. Buchner/Koenig/Schuppener 2016) in den letzten Jahren zumindest eine Aufwertung erfahren.

Für die vorliegende Studie ist jedoch das erste Verständnis von Foucault, die diskursive Konstruktion von wünschenswerter und verworfener Subjektivität, von Belang. Es geht hierbei zunächst um Vorstellungen von idealer Subjektivität, zu denen sich die Einzelnen verhalten müssen. Bröckling beschreibt das Verhältnis zwischen dem oder der Einzelnen und der Subjektivierungsform des »unternehmerischen Selbsts« wie folgt: »Das unternehmerische Selbst bezeichnet überhaupt keine empirisch beobachtbare Identität, sondern die Weise, in der Individuen als Personen adressiert werden, und zugleich die Richtung, in der sie verändert werden und sich verändern sollen.« (Bröckling 2007: 46)

Die Subjektivierungsform stellt ein Ziel dar, nach welchem der Einzelne strebt oder streben soll, dessen Unerreichbarkeit allerdings konstitutiv ist. Bröckling (2002b: 173) beschreibt, wie der Zustand des »unternehmerischen Selbst« durch die Formulierung von Normen im Komparativ – zum Beispiel die Anforderung an Arbeitende, besser, schneller oder hochwertiger zu arbeiten – durch Einzelne niemals abschließend erreicht werden kann. Dennoch oder gerade deswegen funktioniert die Orientierung bzw. das »Einnorden« der Individuen in eine gewünschte Richtung (fast) ohne Zwang. Ähnliches formuliert Robert McRuer (2002: 93) bezogen auf Behinderung und Leistungsfähigkeit: »Able-bodiedness«, also körperliche Leistungsfähigkeit, wird in unserer Gesellschaft als verpflichtende Norm gesetzt,

die jeder und jede erreichen soll, aber niemand, zumindest nicht in der gesamten Lebensspanne, erreichen kann. Dennoch reflektiert die Norm, (leistungs-)fähig zu sein, eine allgemeine Anrufung, die sich an alle Gesellschaftsmitglieder richtet.

Es stellt sich die Frage nach der Vermittlung zwischen Diskurs und Praxis und danach, wie die Einzelnen dazu gebracht werden, sich an den Subjektivierungsformen zu orientieren. Um diese Vermittlung zu theoretisieren, ist die Betrachtung der Gouvernamentalität zielführend. Foucault (2000) bezeichnete mit dem Begriff der Gouvernamentalität, mit dem er die Forschungsrichtung der Governmentality Studies inspirierte (vgl. Lemke 2014), eine spezifisch moderne Form des Regierens, welche

»programmatisch die Verkoppelung von Machtformen und Subjektivierungsprozessen als ›Führung der Führungen‹ [meint], bei denen Selbsttechnologien (Selbstregierung) und Machttechnologien (Regierung durch andere) als ineinander greifende Praktiken gedacht werden« (Pieper/Gutiérrez Rodríguez 2003b: 7-8).

Die moderne Form des Regierens hat nicht zum Ziel, Subjektivität zu unterdrücken, wie es die »Repressionshypothese« (Foucault 1983: 8) vermuten ließe, sondern es werden umgekehrt Selbsttechnologien gefördert, die an die Ziele von Regierung gekoppelt sind:

»Entscheidend ist die Durchsetzung einer ›autonomen‹ Subjektivität als gesellschaftliches Leitbild, wobei die eingeklagte Selbstverantwortung in der Ausrichtung des eigenen Lebens an betriebswirtschaftlichen Effizienzkriterien und unternehmerischen Kalkülen besteht.« (Lemke/Krasmann/Bröckling 2000: 30)

Erst durch die Selbstverantwortung und Selbstführung der Einzelnen kann Regierung effizient und unter Mithilfe der Regierten gelingen. Historische Formen von Selbstführung werden von Foucault (2005) als *Technologien des Selbst* bezeichnet und er skizziert damit die »Geschichte der Wege [...], auf denen Menschen in unserer Kultur Wissen über sich selbst erwerben.« (Foucault 2005: 968) Mit dem Begriff Technologie wird bereits angedeutet, dass es Foucault vor allem um die historischen Praktiken geht, in denen Subjekte eine Beziehung zu sich selbst aufbauen. Dabei warnt er vor einem individualistisch verkürzten Missverständnis dieser Praktiken. Stattdessen von Bedeutung sind ihm zufolge die historisch und kulturell kontingenten

»Technologien des Selbst, die es dem Einzelnen ermöglichen, aus eigener Kraft oder mit Hilfe anderer eine Reihe von Operationen an seinem eigenen Körper oder seiner Seele, seinem Denken, seinem Verhalten und seiner Existenzweise vorzunehmen, mit dem Ziel, sich so zu verändern, dass er einen gewissen Zustand des

Glücks, der Reinheit, der Weisheit, der Vollkommenheit oder der Unsterblichkeit erlangt.« (Ebd.: 968)

Selbstverstehen und Selbstführung kann weder auf eine Entfaltung eines bereits angelegten inneren Kerns zurückgeführt werden, noch sind Subjekte ausschließlich Diskursen unterworfen und durch diese gemacht. Beim Selbstverstehen handelt es sich um historisch eingebettete soziale Praktiken, die dem oder der Einzelnen helfen, das eigene Selbst hervorzubringen.

Menschen mit Behinderungen im Allgemeinen und Menschen mit Lernschwierigkeiten im Besonderen waren mindestens bis in die 1960er Jahre hinein (vgl. Waldschmidt 2012: 21) von den Vorstellungen menschlicher Autonomie weitgehend ausgeschlossen und somit wurden sie auch nicht als Subjekte mit der Fähigkeit zu und dem Recht auf Selbstständigkeit oder Selbstbestimmung adressiert. Selbstreflexion und Selbstpflege sind eher Praktiken, denen privilegierte Mitglieder der Gesellschaft nachgehen, aber spätestens seit der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts werden sie klassen- und schichtübergreifend als Imperative an alle Gesellschaftsmitglieder gerichtet (vgl. Reckwitz 2010: 589-590). Menschen mit sogenannter geistiger Behinderung wird selbst innerhalb der Gruppe behinderter Menschen eine verringerte Fähigkeit zur Autonomie und Selbstbestimmung zugestanden (vgl. Waldschmidt 2012: 29). Allerdings werden sie heute zumindest auf einer kommunikativen Ebene verstärkt in die Vorstellungen moderner Subjektivität inkludiert. Beispielsweise sieht das Sozialgesetzbuch Neuntes Buch neben anderen Zielen der Werkstattbeschäftigung ausdrücklich die Persönlichkeitsentwicklung des Einzelnen vor (§ 136[1] SGB IX). Besonders interessant ist, dass diese Persönlichkeitsentwicklung durch Arbeit stattfinden soll.³ Vermutlich findet hier eine Übersetzung der gouvernementalen Strategie, die Fremdführung und Selbstführung miteinander koppelt, in das Sozialgesetzbuch statt. Einerseits sollen die behinderten Beschäftigten nämlich in der Werkstatt arbeiten und ihre Produktivität für eine mögliche Verwertung ihrer Arbeitskraft auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt verbessern, andererseits soll genau das aber auch ihrer eigenen Persönlichkeitsentwicklung dienen und somit einen persönlichen Nutzen für sie haben. Werkstattbeschäftigten und anderen behinderten Arbeitenden wird Persönlichkeitsentwicklung nicht nur zugestanden, sondern sie werden zu ihr angehalten und aufgefordert – und damit als Subjekte *angerufen*.

Unter dem Begriff Anrufung ist ein grundlegendes Konzept der Subjektivierungsforschung zu verstehen. Bröckling beschreibt Anrufung als Verschränkung zwischen »Formierung und Selbstformierung, gesellschaftliche[r] Fabrikation und Selbstkonstitution des Subjekts« (Bröckling 2013: 49). Althusser (1977) prägte den

3 Persönlichkeitsentwicklung wird auch im Rahmen der Unterstützten Beschäftigung (§ 55 SGB IX) angesprochen.

Begriff in seinem Buch *Ideologie und ideologische Staatsapparate*, in welchem er die Anrufung als ideologische Funktion von Herrschaft und Macht, die »konkrete Individuen als Subjekte [...] konstituieren soll« (Althusser 1977: 85), beschreibt. Dabei versteht Althusser Staatsmacht als gleichzeitig von Repression und Ideologie gefestigt und beschreibt zudem die Hervorbringung von Subjekten durch Anrufungen. Meines Erachtens sind die folgenden fünf Aspekte nach Althusser wegweisend, wenn es darum geht, Subjektivierungsprozesse zu skizzieren.

Erstens vermitteln Institutionen Ideologien: Althusser stellt fest, dass die Reproduktion von Arbeitskraft in kapitalistisch organisierten Gesellschaften nicht mehr ausschließlich am Arbeitsplatz selbst, sondern vor allem in der Schule und »andere[n] Instanzen und Institutionen« (Althusser 1977: 111) stattfindet.⁴ Vor allem in der Schule werden nicht nur Wissen und Fähigkeiten vermittelt, sondern auch das korrekte Verhalten in einer kapitalistischen Gesellschaft eingeübt (vgl. ebd.: 111–113). Institutionelle Strukturen sind bei der Formierung der Subjekte zentral, indem sie bestimmte Anrufungen in sich tragen, begünstigen oder anregen.

Zweitens funktionieren Institutionen mittels Repression und Ideologie zugleich. Althusser, so erläutert Jan Müller, verstehe »Ideologie« gerade nicht als »falsches Bewusstsein« (Müller 2013: 65), sondern interessiere sich vielmehr für die Funktionen von Ideologie »im wirklichen Leben« (ebd.), also dafür, wozu Ideologie praktisch gebraucht wird. Eine geteilte Ideologie ist notwendig, damit Individuen einem gemeinsamen Verständnis sozialer Praxis folgen. Der »konkrete[...] Ort im Leben wirklicher Menschen« (ebd.), an dem die Ideologie ihre Funktionen entfaltet und vermittelt wird, ist somit von Belang:

»Die Idee eines interindividuellen Handlungszusammenhangs umfasst den Begriff des Subjekts im Gedanken der Teilhabe an gemeinsamer Praxis; der Begriff des Subjekts beinhaltet den Begriff einer gemeinsamen Praxis, insofern der Prozess als Integration in diese Praxis verstanden werden kann.« (Müller 2013: 67)

Um die Subjekte überhaupt in eine gemeinsame Praxis zu integrieren, muss die Ideologie, die für ein gemeinsames Verständnis sorgt, an die Subjekte vermittelt werden. Diese Vermittlung geschieht über die sogenannten Staatsapparate. Manche davon versteht Althusser (1977: 121) als primär ideologisch, andere als primär repressiv. Zu den repressiven Staatsapparaten zählt er die Regierung, die Verwaltung, die Polizei etc., also Staatsapparate, die im Zweifelsfall Gewalt anwenden. Zu den ideologischen Staatsapparaten gehören Schulen, die Kirche, die Familien etc., also Institutionen, die im weitesten Sinne erzieherische Funktionen übernehmen.

4 Althusser verbleibt an dieser Stelle zwar im Vagen und führt seine Überlegungen ausschließlich anhand der Institution Schule aus, aber er verweist in einem Nebensatz auf die Kirchen (vgl. Althusser 1977: 112) und an anderer Stelle auf die Familie, Parteien, Medien, Kunst und Kultur und weitere Institutionen (vgl. ebd.: 120).

Beide Funktionen, Gewalt und Erziehung, sind notwendig, um die Reproduktion der Arbeitskraft zu sichern, jedoch kommt ideologischen Staatsapparaten in modernen Gesellschaften eine wichtigere Rolle zu (vgl. ebd.: 119).

Drittens richtet sich die ideologische Vermittlung an Mitglieder aller Klassen und Schichten gleichermaßen, weist ihnen aber unterschiedliche Positionen zu: Die Fähigkeiten, die in den ideologischen Staatsapparaten gelehrt und gefördert werden, sind für den Erhalt des bestehenden Systems elementar (vgl. ebd.: 112). Dabei ist die Erziehung der Subjekte notwendig, damit alle Gesellschaftsmitglieder, die im Sinne der vorherrschenden Ideologie durchdrungen werden, ihre jeweiligen Aufgaben ausüben können (vgl. ebd.: 112). Im Gegensatz zur klassischen marxistischen Theorie werden Unterwerfende und Unterworfenen nicht prinzipiell als oppositionelle Gruppen gedacht, sondern alle Gesellschaftsmitglieder gelten als der Ideologie gleichsam unterworfen, nur eben in verschiedenen Funktionen und Positionen.

Viertens ruft die Ideologie die Individuen als Subjekte an (vgl. ebd.: 140). Althusser beschreibt hier einen auf den ersten Blick widersprüchlich wirkenden Punkt: Die Subjekte werden durch die Ideologie gemacht, aber sie sind schon immer Subjekte. Es herrscht ein Spiel des permanenten Wiedererkennens, in welchem sich die Subjekte gegenseitig versichern, Subjekte zu sein (vgl. ebd.: 141-142). Um diesen Punkt zu illustrieren, nutzt Althusser die Beschreibung einer Alltagsszene, in der eine Person von einem Polizisten auf der Straße mit dem Ausruf »He, Sie da!« angerufen wird. Indem die Person sich in Richtung des Polizisten umwendet, erkennt sie die Anrufung an und wird so vom Individuum zum Subjekt (vgl. ebd.: 142). Eigentlich geschieht diese Abfolge aus Anrufung, Umwendung und Wiedererkennung jedoch nicht nacheinander, sondern all diese Elemente erfolgen gleichzeitig. Die Figur des Individuums dient Althusser lediglich zur Illustration der Anrufungsszene, denn durch die lückenlose Durchdringung des Alltags mit der Ideologie ist die »Existenz der Ideologie und die Anrufung der Individuen als Subjekte [...] ein und dasselbe« (ebd.: 143). So zeigt Althusser, dass Subjekte sozial und kulturell hergestellt werden, auch wenn er nicht die Existenz eines Außers der Subjektivität im Sinne einer Vorsozialität annimmt. Das permanente gegenseitige Anrufen und Wiedererkennen sorgt dafür, dass Subjekte immer schon existieren.

Fünftens ist die Anrufung ihm zufolge zentriert, konstituiert das Subjekt aber zugleich als »frei«. Zentriert bedeutet hier, dass Subjekte sich an einer zentralen Form der Ideologie orientieren und folglich hegemoniale Normen oder Richtlinien existieren. Althusser beschreibt in diesem Kontext am Beispiel der Religion die Existenz einer ideologischen Form des Subjekts (welches er in Kapitalen schreibt), in diesem Beispiel Gott, in dessen Namen die »gewöhnlichen« Subjekte angerufen werden. Er hält fest:

»[D]as Individuum wird als (freies) Subjekt angerufen, damit es sich freiwillig den Anforderungen des SUBJEKTS unterwirft, damit es also (freiwillig) seine Unterwerfung akzeptiert und folglich ›ganz von allein‹ die Gesten und Handlungen seiner Unterwerfung ›vollzieht‹. Es gibt Subjekte nur durch und für ihre Unterwerfung. Deshalb funktionieren sie ›ganz von alleine‹.« (Althusser 1977: 148, Herv. i.O.)

Um sich an dem zentralen »SUBJEKT« zu orientieren, müssen die Subjekte also über einen gewissen Grad an Freiheit verfügen. Damit spricht Althusser schließlich den Aspekt an, den Foucault als Selbstführung bezeichnet hat und der wesentlich für moderne Subjektivierungsprozesse ist: Die Subjekte müssen sich als Freie denken, die sich freiwillig den Normen eines »SUBJEKTS« unterwerfen bzw. sich an diesen orientieren. Durch die Anrufung von einem zentralen Punkt aus orientieren sich die Gesellschaftsmitglieder jeweils von ihrer sozialen Position aus an dieser Norm. Eben durch diese Zentrierung und Orientierung »funktionieren« die Subjekte schließlich »ganz von alleine«. Bröckling beschreibt den Sachverhalt so: Die modernen Formen des Regierens benötigen Subjekte als Adressatinnen und Adressaten der Herrschaft, die »Mitwirkung und Eigeninitiative« (Bröckling 2013: 53) zeigen. Um ein »Mindestmaß an Bereitschaft der Regierten, sich selbst regieren zu lassen« (ebd.: 53), zu erreichen, werden diese als freie Subjekte angerufen.

Beispielsweise fungiert die Leistungsorientierung in meritokratischen Gesellschaften als solch ein gerichteter Anrufungszusammenhang: Sie wird in Staatsapparaten gelehrt, richtet sich an alle Gesellschaftsmitglieder, kann repressive wie ideologische Züge tragen und spricht die Selbstverantwortung jedes Subjekts an. Meritokratie zeichnet sich dadurch aus, dass gesellschaftlicher Status nicht qua Geburt oder anhand körperlicher Merkmale distribuiert wird, sondern einzig und allein anhand individueller Leistung. Durch die vermeintlich gleichen Chancen wird die individuelle Leistungsbereitschaft über die Klassengrenzen hinweg angeregt. Allerdings werden durch die freiwillige Orientierung an der Leistungsfähigkeit und die Akzeptanz derselben als Norm auch Prozesse verschleiert, welche weiterhin gesellschaftlichen Status und den Zugang zu Ressourcen eben nicht nur anhand individueller Leistungen vergeben, sondern an die soziale Herkunft knüpfen.

Althusser betont, dass es eine hegemoniale Form der Anrufung gibt, die die Freiwilligkeit der Angerufenen voraussetzt und auf diese eine Art Sog ausübt. Bröckling, der vor allem Praktiken aus den Bereichen Ökonomie und Personalmanagement untersucht, beschreibt bezogen auf das unternehmerische Selbst die Reichweite der Anrufung und die Auswirkungen auf marginalisierte Personen. Seine Beobachtung ist ein längeres Zitat wert:

»Die Anrufung des unternehmerischen Selbst macht auch vor jenen nicht Halt, in deren Ohren selbst bescheidene Verheißungen wie blanker Hohn klingen müssen, weil ihnen ihre Überflüssigkeit tagtäglich vor Augen geführt wird. Das

Set von Werten, Handlungsregeln und Selbstpraktiken, wie es etwa in Trainingskursen für Langzeitarbeitslose oder sozialpädagogischen Maßnahmen der Jugendhilfe vermittelt, in den Lehrplänen von Sonderschulen geschrieben und auch von Selbsthilfegruppen oder einer politisch engagierten Gemeinwesenarbeit propagiert wird, unterscheidet sich in seiner grundsätzlichen Ausrichtung kaum von dem, was sogenannten Führungskräften auf exklusiven Coachingworkshops, Persönlichkeitsseminaren oder Motivationswochenenden beigebracht wird und was die Lebenshilfetraktate in den Regalen der Buchhandlungen ihren Leserinnen und Lesern ans Herz legen: Hier wie dort findet man die gleiche Beschwörung von Selbstverantwortung, Kreativität, Eigeninitiative, Durchsetzungsvermögen und Teamfähigkeit, die gleiche Aktivierungsrhetorik, das gleiche Gebot kontinuierlicher Verbesserung und den nahezu gleichen nahezu unbeschränkten Glauben an die Macht des Glaubens an sich selbst.« (Bröckling 2007: 74-75)

Bröckling verweist darauf, dass die Reichweite der Anrufung kaum Grenzen kennt und in unterschiedlicher Form in unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern zum Tragen kommt. Auch wenn sich die Probleme der verschiedenen von ihm beschriebenen Gruppen unterscheiden, scheinen die (vermeintlichen) Lösungsansätze, die sich grundsätzlich an das Individuum richten, überall die gleichen zu sein. Zusätzlich weist Althusser (1977: 112) darauf hin, dass Anrufung zwar zentriert ist, die Angerufenen aber innerhalb unterschiedlicher gesellschaftlicher Positionen erreicht, sodass das Verhältnis von hegemonialen Subjektivierungsformen und ihr eingeschriebenen erwünschten und unerwünschten Rollen- und Identitätsangeboten zu schärfen ist. Ich gehe davon aus, dass die hegemoniale Anrufung in gewisser Weise handhabbar gemacht werden muss, um eben auch diejenigen zu erreichen, die Bröckling hier wie soeben zitiert als »Überflüssige« bezeichnet.

Alexander Geimer und Steffen Amling nutzen den Begriff der Subjektfiguren und verstehen diese als »höherstufige, rollenunabhängige normative Adressierungen[, die...] ihre normative Kraft gerade durch ihre Vagheit [gewinnen], die sich in unterschiedlichsten Varianten konkretisieren und in verschiedenen Rollen erfahren lässt« (Geimer/Amling 2019: 25). Die konstitutive Vagheit von Subjektfiguren ist ein wichtiger Hinweis, den Geimer und Amling geben, denn er lässt darauf schließen, dass es neben diesen höherstufigen Subjektfiguren auch niedrigstufigere »Varianten« geben muss, die über bestimmte Rollen erfahren werden können. Ich schlage vor, die niedrigstufigeren, konkreteren Varianten als Subjektpositionen zu bezeichnen, die Subjektfiguren hingegen bezeichne ich im Sinne der vorherigen Ausführungen als Subjektivierungsformen.

Häufig taucht der Begriff der Subjektposition auf, ohne dass spezifiziert würde, ob er als Synonym für den Terminus der Subjektivierungsform gebraucht wird. Für Saša Bosančić sind Subjektpositionen auf einer diskursiven Ebene angesie-

delt und helfen dabei, »anerkennbare und diskreditierbare Verhaltensweisen [zu] unterscheiden« (Bosančić 2016: 103). Dass es sinnvoll sein kann, eine hegemoniale Ebene von einer direkter vermittelten Ebene der Subjektkonstituierung abzugrenzen, regen Alkemeyer und Villa, wenngleich nur in einer Fußnote, an:

»Jede Subjektform ist dabei auf andere Subjektformen im entsprechenden sozialen Universum bezogen: der Unternehmer auf den Arbeiter, der Autor auf die Leserin, die Lehrerin auf den Schüler. Das heißt, Subjektformen sind mit relationalen Subjektpositionen verknüpft; Subjektformen determinieren das individuelle Verhalten nicht, sondern stecken Spielräume ab. Wie diese Spielräume praktisch gefüllt werden, hängt entscheidend von den Voraussetzungen und einverlebten Dispositionen ab, die ein Individuum mitbringt.« (Alkemeyer/Villa 2010: 323, Fußnote)

Sie konzipieren hier nebenbei nicht nur eine Unterscheidung, sondern verweisen zugleich darauf, dass Subjektpositionen als Bestandteile von Subjektivierungsformen konzipiert werden können, die sich direkter an Einzelne und ihre Dispositionen richten. Ähnlich schreibt auch Bosančić, dass die »individuellen Auseinandersetzungen mit Subjektpositionen [...] demnach zentral mit dem jeweiligen Sein der Adressierten zusammen[hängen]« (Bosančić 2016: 106). Die Unterscheidung der Begriffe Subjektivierungsform und Subjektposition bietet den Vorteil, dass die Relationalität von Subjektivierung mit ihrer Hilfe sichtbar gemacht werden kann: Während eine Form nicht zwangsläufig in Zusammenhang mit anderen Formen stehen muss, impliziert der Begriff Position eine sozialräumliche Verortung, die es ermöglicht, benachbarte, verworfene und marginalisierte Subjektpositionen mitzudenken. Subjektpositionen lassen also »bestimmte Selbstverhältnisse als erstrebenswert erscheinen und [konstituieren] zugleich Negativmodelle [...], die abschreckend wirken, stigmatisiert werden oder denen die Anerkennung verweigert wird« (Bosančić 2017: 4). Dadurch sind die Dezentrierung und Pluralisierung von Subjektivierung angesprochen, denn Individuen verhalten sich nicht ausschließlich zu *einer* subjektivierenden Anrufung, sondern sind mit einer Vielzahl von Anrufungen konfrontiert, die in Konkurrenz zueinander stehen und sich auch widersprechen können. In eine ähnliche Richtung denkt Geimer, wenn er die Notwendigkeit betont, die »Relation zwischen normativen Ordnungen und der alltäglichen Praxis bzw. den diese orientierenden Wissensstrukturen« (Geimer 2017: 8) zu rekonstruieren. Die tatsächliche Aneignung, die Modifizierung oder das Verwerfen (vgl. Pfahl 2011: 198) von diesen Positionen kann als Selbstpositionierung bezeichnet werden (vgl. Bosančić 2017: 4).

Auch wenn die Subjektposition in dieser Konzeption stark an die soziale Rolle erinnert, geht sie nicht eins zu eins in den Annahmen der soziologischen Rollentheorie auf. Um das Verhältnis beider zueinander zu bestimmen, greife ich auf Stähelis (2000: 49) Unterscheidung zwischen Rolle und Subjektposition zu-

rück: Erstens werden in der Rollentheorie Handlungen im Zusammenhang mit der »(Nicht-)Erfüllung von Rollenerwartungen« (ebd.) bewertet, während die Subjektivierungsanalyse die prinzipielle Wandelbarkeit und Prekarität dieser Erwartungen betont. In der Rollentheorie führt zweitens der Umgang des Selbst mit den unterschiedlichen Rollenanforderungen zu einer ungewollten »Fragmentierung« des Selbst und dadurch zu einem inneren Konflikt. Dagegen wird diese Fragmentierung in der Subjektivierungsanalyse als »Normalfall« betrachtet, »so dass das konsistente und selbstreflexive Individuum als analytische Kategorie (nicht aber als Hegemonialprojekt)⁵ abgedankt hat« (ebd.). Drittens geht die Rollentheorie von einem autonomen Subjekt aus, welches sich zu den Rollenanforderungen verhalten muss, während Subjekte der Subjekttheorie zufolge erst durch »Identifikationsprozesse« (ebd.) erzeugt werden. Das Subjekt wird in der Subjektanalyse nicht nur als nicht einheitlich gedacht, sondern diese Identifikationen geschehen in einer »zirkulären Logik« anstatt in einer »Kausallogik« (ebd.). Letztlich unterscheiden sich die beiden Konzepte also in der Position, die Normen und Erwartungen sowie die Einzelnen ihnen zufolge jeweils einnehmen: Während die Rollentheorie von autonomen Subjekten ausgeht, die sich zu bestimmten Rollenerwartungen verhalten müssen, werden Subjekte nach der Subjektivierungsforschung erst durch den fortwährenden Umgang mit subjektivierenden Anrufungen hervorgebracht.

An dieser Stelle lässt sich das Verhältnis zwischen Subjektivierungsform und Subjektposition wie folgt festhalten: Erstens gibt es übergreifende Subjektivierungsformen, die »Spielräume abstecken« (vgl. Alkemeyer/Villa 2010: 323, Fußnote). Das heißt, es werden zwar keine konkreten Personen angesprochen, Subjektivierungsformen bestimmen aber wesentlich die Richtung, in die sich der Einzelne subjektivieren soll. Während die Subjektivierungsformen universell gelten und hegemonial sind (vgl. Reckwitz 2008a: 69), sind zweitens die mit Subjektivierungsformen verknüpften Subjektpositionen nach Alkemeyer und Villa (2010: 323, Fußnote) feldspezifisch und richten sich nicht an alle Gesellschaftsmitglieder gleichermaßen. Beispielsweise befinden sich die Subjektpositionen Lehrerin bzw. Lehrer und Schülerin bzw. Schüler im Feld der Bildung und sind funktional aufeinander bezogen. Zugleich sind beiden Normen von Leistungsfähigkeit eingeschrieben, das heißt, sie verhalten sich jeweils spezifisch, aber immer in Relation zu dieser gesellschaftlichen Norm. Die Schülerinnen und Schüler sind dazu ange-

5 Dieser Punkt ist zentral, wenn es um die Inhalte subjektivierender Anrufungen geht. Die Subjektivierungsanalyse geht nicht davon aus, dass Subjekte ontologisch autonom sind, sondern davon, dass sie mit Imperativen der Autonomie angerufen werden und sich möglichst autonom verhalten und präsentieren *sollen*. Das heißt, Autonomie wird bei der Formierung moderner Subjektivität angeregt, kann aber nicht als grundlegende Qualität von Subjekten vorausgesetzt werden.

halten, gute schulische Leistung zu erbringen, und das Lehrpersonal soll ihnen das dazu notwendige Wissen vermitteln.

Im Unterschied zu den Subjektivierungsformen sind in den Subjektpositionen konkretere Rollenmuster, Handlungsanweisungen und Identitätsangebote enthalten, die nicht für jedes Individuum in jedem gesellschaftlichen Feld gleichermaßen gelten. So beinhaltet die Subjektposition Schülerin beispielsweise Vorstellungen über Geschlecht und Alter der ihr zuzuordnenden Personen sowie über deren Zugehörigkeit zur Institution der Schule,⁶ während Vorstellungen über das leistungsfähige Subjekt nicht exklusiv im Bildungssystem vorherrschen, sondern in allen gesellschaftlichen Bereichen zu finden sind. Subjektpositionen nehmen so eine vermittelnde Rolle ein, da sie dem oder der Einzelnen einerseits dabei helfen, sich zu den normativen Anforderungen der Subjektivierungsformen zu verhalten, andererseits können sie aber auch Einzelne auf eine Position verweisen, die dem Ausüben der hegemonialen Anforderungen widerspricht oder diese erschwert. Diese Subjektpositionen sind auch wesentlich mit sozialen Differenzkategorien verknüpft.

3.2 Praktiken der Differenzierung: Über das »un/doing dis/ability«

Subjekte werden durch Anrufungen und Möglichkeiten zur Positionierung innerhalb von situierten sozialen Praktiken »gemacht«. Die Inhalte dieser Anrufungen und die Frage, wie Einzelne mit diesen umgehen, unterscheiden sich je nach Praxiszusammenhang. Bei dieser Adressierung spielt auch die Zugehörigkeit zu Kategorien der »Humandifferenzierung« (vgl. Hirschauer 2014) eine wesentliche Rolle. Die Subjekte werden nicht ausschließlich innerhalb allgemeingültiger Imperative zum Handeln und Verhalten aufgefordert, sondern diese Aufforderungen unterscheiden sie als Angehörige unterschiedlicher Geschlechter, Sexualitäten, sozialer Herkunft, Ethnien, sozioökonomischer Klassen und anhand der Kategorie (Nicht-)Behinderung. Auch Bührmann hat die Relevanz von Differenzkategorien für die Analyse von Subjektivierung betont:

»Ausgehend (von) einer solchen Perspektivierung [die Unterscheidung von Subjektivierungsform und Subjektivierungsweise, SK] können dann erst die Eigentümlichkeiten bzw. Eigensinnigkeiten der jeweiligen Konfigurationen von ungleichheitsgenerierenden Kategorien wie z.B. Ethnizität, Klasse und Geschlecht und die Bestimmung ihres intersektionalen Zusammenhangs für die Subjektivierung untersucht werden. Eine solche praxeologisch fundierte Forschung über

6 Außerdem kann zusätzlich zwischen verschiedenen Arten von Schülerinnen unterschieden werden, beispielsweise zwischen guten und schlechten Schülerinnen oder zwischen braven und aufmüpfigen.